

# FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Neue Folge der Zeitschrift FRANKENLAND 1914-1922

Heft 6 / 2008 / 60. Jahrgang

Die Zeitschrift FRANKENLAND erscheint sechsmal im Jahr mit einer Auflage von 4500 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Herbst 2008) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom FRANKENBUND e.V. Für FRANKENBUND-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

## Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Schollergasse 15, 97084 Würzburg,  
Tel. Nr.: 0931/61 17 30, E-Mail: ZS-Frankenland@web.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,  
Tel. Nr. 0911/9 73 27 76.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das FRANKENLAND sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge sind bitte in klassischer Rechtschreibung und in digitalisierter Form abzugeben. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im FRANKENLAND die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels.

## Schriftleitungsausschuß

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität Bayreuth), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Prof. Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), Dr. Verena Friedrich M.A. (stellvertretende Schriftleiterin).

## Gesamtherstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,  
Telefon Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,  
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.



*Gesegnete Weihnachten  
und für das Jahr 2009  
Glück, Gesundheit und Frieden*

*wünscht*

*allen Bundesmitgliedern und allen Lesern  
die Bundesleitung des Frankenbundes,  
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

## Inhalt

### Aufsätze

- Guido Fackler*  
Fränkische Identitäten in Würzburgs musikalischen Alltagskulturen:  
Wider das Schubladendenken regionaler Musikforschung..... 389
- Jörg Robert*  
Francia nostra. Der fränkische „Erzhumanist“ Conrad Celtis Protucius (1459-1508).  
Zum 500. Todestag..... 400
- Christoph Bittel*  
Mergentheim als Garnisonstadt des Königreichs Württemberg  
(1809–1814 und 1868–1918/19)..... 417

### Kunst und Kultur

- Ingeborg Höverkamp*  
Der mutige Weg einer mutigen Frau – Elisabeth Engelhardt (1925–1978)  
zum 30. Todestag ..... 429
- Josef Kern*  
Ein Meister der Neuen Sachlichkeit und des magischen Realismus:  
Aschaffenburg erhält ein Christian Schad-Museum ..... 431
- Hartmut Schötz*  
Heinrich Pospiech 100 Jahre..... 434
- Peter Weidisch*  
„Gegenpositionen“ – Bilder und Objekte von Wiltrud und Wolfgang Kuhfuß ..... 435

### Frankenbund intern

- Termine des Frankenbundes 2009 und 2010..... 439
- Weinspende der Gemeinde Rödelsee..... 440
- Dank an Herrn Herbert Schmidt und Herrn Walter Höhn  
für die Pflege unserer Homepage..... 440

### Aktuelles

- Alexander von Papp*  
Würzburg-Suhl : 20 Jahre fränkisch – thüringische Städtepartnerschaft..... 441
- Alexander Biernoth*  
Riemenschneider-Relief nun wieder in Schillingsfürst ..... 449
- Judith Bar-Or*  
Das Ende der Jüdischen Gemeinde der US-Streitkräfte in Würzburg ..... 451
- Neue Burgen- und Schlösserroute im Mainland um Miltenberg ..... 453
- Preis Peter C. Ruppert für Konkrete Kunst in Europa erstmals verliehen..... 453
- Keramikausstellung im Museum Miltenberg..... 455

#### Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

**Allen Förderern einen herzlichen Dank!**

## Mitarbeiterverzeichnis

- Judith Bar-Or  
c/o Israel Schwierz, Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg
- Alexander Biernoth  
Gymnasiallehrer  
Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
- Dr. Christoph Bittel  
Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim
- Dr. Guido Fackler M.A.  
Akademischer Rat am Lehrstuhl für  
Europäische Ethnologie, Volkskunde  
an der Universität Würzburg  
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Ingeborg Höverkamp  
Karl-Plesch-Str. 15, 90596 Schwanstetten
- Prof. Dr. Josef Kern  
Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg  
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Dr. Alexander von Papp  
Euweg 8, 97236 Randersacker
- Dr. Jörg Robert  
Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg  
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Hartmut Schötz  
Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
- Peter Weidisch M.A.  
Kulturreferent der Stadt Bad Kissingen  
„Villa Bringfriede“,  
Promenadestraße 6, 97688 Bad Kissingen

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

<sup>7)</sup> Blessing, Werner K.: Vielfältige Stadtkultur, in: 200 Jahre Franken in Bayern. 1806 bis 2006. Aufsätze zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur, 4. April bis 12. November 2006. Hg. von Werner K. Blessing, Christoph Daxelmüller, Josef Kirmeier und Evamaria Brockhoff (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Bd. 52/2006). Augsburg 2006, S. 125–132, Zitate S. 130.

<sup>8)</sup> Ebd., S. 131.

<sup>9)</sup> Ebd.

<sup>10)</sup> Ebd.

<sup>11)</sup> Thomas Hengartner (TH) und Gisela Welz (GW) zitiert nach Hengartner, Thomas: Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt, in: Hengartner, Thomas Kokot, Waltraud Wildner, Kathrin (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme (= Kulturanalysen, Bd. 3). Berlin 2000, S. 89–105, Zitate S. 88 (TH), 91 (TH), 100 (GW), 91 (TH).

<sup>12)</sup> Rösing, Helmut: Soundscape. Urbanität und Musik, in: Petersen, Peter/Rösing, Helmut (Hg.): 50 Jahre Musikwissenschaftliches Institut in Hamburg. Bestandsaufnahme – aktuelle Forschung – Ausblick (= Hamburger Jahrbuch für Musikwissenschaft, Bd. 16). Frankfurt a.M. u.a. 1999, S. 113–125, Zitat S. 114.

<sup>13)</sup> Christ, Heidi/Griebel, Armin: Fränkische Volksmusik – eine Dokumentation, in: Christ, Heidi/Griebel, Armin (Hg.): Fränkische Volksmusik. Eine Dokumentation anlässlich der Landesausstellung 2006 „200 Jahre Franken in

Bayern“. Forschungsstelle für fränkische Volksmusik der Bezirke Mittel-, Ober- und Unterfranken. Kirchheim 2006, Booklet S. 1–5, Zitate S. 2 (CD, FFV 61). Vgl. Griebel, Armin: Die Anfänge institutionalisierter Volksmusikforschung und -pflege in Franken, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 5 (2003), Heft 2, S. 194–203.

<sup>14)</sup> Josef Focht wies für München nach, wie der Typus der „Dachauer Bauernkapelle“ als „Phänomen städtischer Unterhaltungsmusik“ entstand und als Muster die spätere Volksmusikpflege in Oberbayern prägte. Vgl. Focht, Josef: „Original Dachauer Bauernkapellen“ – Optische Requisite oder akustisches Charakteristikum einer Region?, in: Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge 6 (2004), Heft 1–2, S. 92–103, Zitat S. 103.

<sup>15)</sup> Helms, Dietrich/Phleps, Thomas: Editorial, in: Helms, Dietrich/Phleps, Thomas (Hg.): No Time for Losers. Charts, Listen und andere Kanonisierungen in der populären Musik (= Beiträge zur Populärmusikforschung, Bd. 36). Bielefeld 2008, S. 7–10, Zitat S. 8.

<sup>16)</sup> Blessing (wie Anm. 7), S. 130.

<sup>17)</sup> Vgl. Lindner/Moser: Dresden (wie Anm. 1), S. 13, 21.

<sup>18)</sup> Blessing (wie Anm. 7), S. 130.

<sup>19)</sup> Vgl. Blessing (wie Anm. 7), S. 131.

<sup>20)</sup> Diesbezüglich nach wie vor immer noch lesenswert: Bausinger, Hermann: Zur kulturalen Dimension von Identität, in: Zeitschrift für Volkskunde 73 (1977), S. 210–215.

## Francia nostra Der fränkische "Erzhumanist" Conrad Celtis Protucius (1459-1508) Zum 500. Todestag

von  
Jörg Robert

1.

Daß „unser Franken“ – „Francia nostra“ – das Zentrum Deutschlands, ja Europas darstellt, war für den fränkischen Humanisten Konrad Celtis Protucius, den man den „deutschen Erzhumanisten“, aber auch den „Erz-

schelm“ genannt hat, eine ausgemachte Sache. In seinem poetischen Hauptwerk, den „*Amorum libri quattuor*“ (1502) („vier Bücher Liebeslegien“), stellt er sich seinem Publikum so vor:

„*Francia Germano mihi stirps et origo poetae  
Hercyniae medio cincta beata sinu,  
Quam Moenus mediam perlambit vitifer oram,  
Cuius quadrifluo nascitur unda iugo:  
Pinifer est, cuius de vertice flumina quattuor  
Quattuor in partes orbis amoena cadunt.*“

„Franken nenne ich, ein deutscher Dichter, Ursprung und Heimat, das glückliche Franken, das eingeschlossen inmitten des Hercynischen Waldes liegt. Mit seinen Weinbergen durchzieht es der Main, der entspringt auf dem Berg der vier Flüsse: Gemeint ist das Fichtelgebirge, von dessen Gipfeln vier Flüsse sich lieblich in die vier Himmelsrichtungen ergießen.“<sup>1)</sup>

Franconia, „*caput mundi*“ – dies ist ein Leitmotiv, das Celtis' Leben und Werk, sein Projekt einer deutschen Dichtung lateinischer Sprache von Anfang an bestimmt.<sup>2)</sup> Es ist ein aktuelles, zuletzt viel beachtetes Projekt – und dies nicht nur, weil wir 2008 des 500. Todestags des Autors (1459–1508) gedenken. Celtis war mit diesem Anliegen um 1500 nicht allein, und so kann er, der umtriebige Impulsgeber und „Networker“, bald in ganz Deutschland auf ein weit gespanntes Netz persönlicher und brieflicher Kontakte (sogenannte: „*Sodalitates*“) zählen, in denen die Idee einer patriotischen „Gelehrtenrepublik“ erstmals konkrete Gestalt annahm. Celtis hat auch erkannt, welche Vorteile – heute würde man sagen: „Synergieeffekte“ – eine enge Zusammenarbeit mit den bildenden Künsten für die Vermarktung seiner Person und seines Programms bedeutete. So wird er in den 1490er Jahren zum Freund und Förderer des jungen Albrecht Dürer, den er im Nürnberger Kreis um Sebald Schreyer, Charitas und Willibald Pirckheimer, Hartmann Schedel u.a. kennenlernt und dazu bewegt, für den Druck der „*Amorum libri Quattuor*“ eine berühmte Illustration – den sog. „Philosophia-Holzschnitt“ – beizusteuern.<sup>3)</sup> Wie das sog. „Sterbebild“ (besser: „Gedächtnisbild“), das der Augsburger Hans Burgkmaier d.Ä. nach 1502 anfertigt, dienen diese Bilder der Vermarktung des „Labels“ Celtis. Sie sind Instrumente der Selbstdarstellung, die auf öffentliches Anschauen und Ansehen („*gloria*“, „*fama*“) an-

gelegt sind.<sup>4)</sup> Denn schon für die Medienkultur um 1500, die gerade erst zum Start in die „Gutenberg-Galaxis“ (MacLuhan) ansetzt, gilt die Devise: Medienpräsenz ist Marktpotenz, Sichtbarkeit im literarischen Feld ist für den „*Self-made-Literaten*“ neuen Zuschnitts um 1500 eine Frage des Überlebens – paradox, daß er dazu, wie auf Burgkmairs Bildepitaph zu sehen, seinen eigenen Tod inszenieren und imaginieren muß.

2.

Geboren ist Konrad Celtis unter dem Namen Konrad Bickel am 1. (bzw. in der Nacht zum 2.) Februar 1459 als Sohn eines Weinbauern in Wipfeld, an der Mainschleife zwischen Schweinfurt und Würzburg, wo noch heute ein Celtis-Rundweg durch das weitgehend erhaltene, historische Altstadtensemble führt. Das Geburtshaus steht nicht mehr. Mit diesen Daten sind die gesicherten Hinweise über Herkunft, Geburtsort und -datum des Dichters bereits erschöpft. Alles andere ist, so möchte man sagen, freie Erfindung bzw. Selbsterfindung. „*Fictum*“ und „*factum*“ verschlingen sich bei Celtis zu einer undurchdringlichen Einheit, zu einem Lebensentwurf, der nicht weniger Kunstwerk ist als die zumeist autobiographisch stilisierten Sammlungen seiner Oden, Epigramme und eben der „*Amores*“. Deren Eröffnungsgedicht nutzt Celtis, um – wie 300 Jahre nach ihm Goethe in „*Dichtung und Wahrheit*“ – die eigene Geburt zur Sternstunde und Epochenwende zu inszenieren. Der Zyklus hebt an mit einem poetischen Horoskop. Es stellt den Dichter in einen unheilvollen Antagonismus („Geviertschein“) von Venus und Saturn, welcher dann des Celtis' anhaltendes Unglück in der Liebe und mithin seine Liebesdichtung der „*Amores*“ motivieren soll. Über allem jedoch steht Apoll – der Gott der Dichtung:

„*Phoebo nascere, quisquis eris.  
Ipse meam citharam plectro gestabis eburno  
Lesboaque canes carmina blanda chely,  
Seu te Germano contingat cardine nasci,  
Sive Italo, Gallo Sarmatico-ve polo,  
Nam mea sunt toti communia numina mundo,  
Sim licet Arctoio languidior radiis.*“

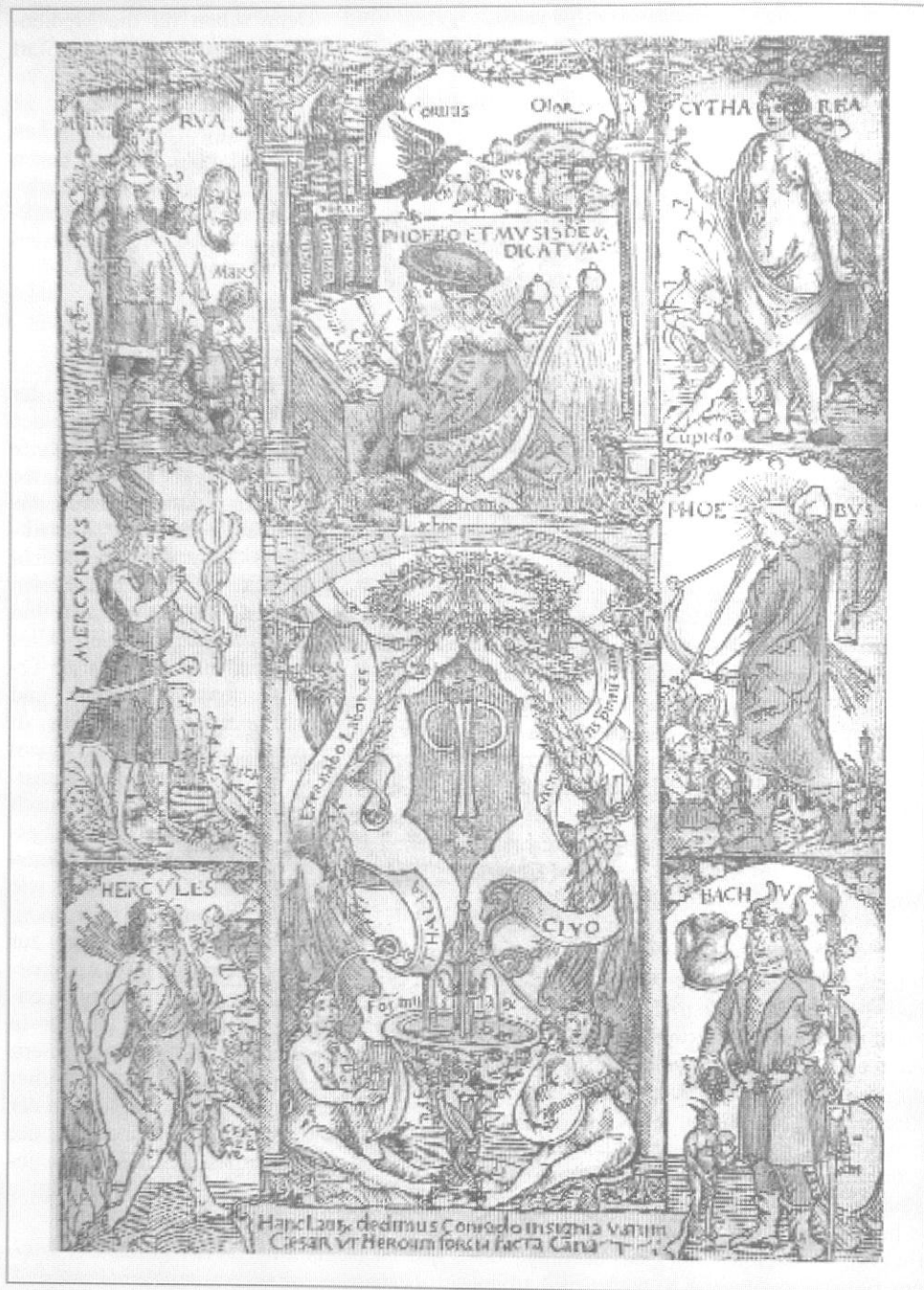


Abb. 1: Celtis in der Schreibstube, im Kreis griechischer Gottheiten. Kolorierter Holzschnitt eines unbekannteren Künstlers („Meister der Celtis-Illustrationen“) aus *Quatuor libri Amorum secundum quatuor latera Germanie*. Nürnberg: [Drucker für die] Sodalitas Celtica, 5. April 1502, fol. a7r. (Exemplar der Bibliothek Otto Schäfer. Sign. OS 694). Nach: Hess, *Amor als Topograph* (wie Anm. 2), S. 27.



Abb. 2: „Sterbebild“ des Conrad Celtis. Monogrammierter und datierter Holzschnitt. 1. Zustand ca. 1507. Nach: Hess, *Amor als Topograph* (wie Anm. 2), S. 175.

„In jener Nacht konnte man die Leier am Himmel nicht sehen, denn Apoll hatte sie zu sich in seinen rosenfarbenen Wagen genommen. So schlug er sein Plektron, das weit hin über den ganzen Himmel ertönte und sang dazu: ‚Sei du nun ein Kind Apolls, wer immer du bist. Du wirst meine Kithara mit elfenbeinernem Plektron schlagen und anmutige Lieder im Stil der Leier von Lesbos singen, ob du unter deutschem Himmel geboren, unter italienischem, französischem oder polnischem: Denn meine Herrschaft erstreckt sich über die gesamte Welt, auch wenn meine Strahlen im Norden schwächer sind.“<sup>65</sup>

Wie gesagt: was man darüber hinaus von Celtis weiß, ist mit Vorsicht zu genießen. So nennt er in den „Amores“ auch Würzburg (*Amores* 1,12) als alternativen Herkunftsort, spricht raunend von einem „hochberühm-

tem Geschlecht mit langer Genealogie“ („genus longo proavorum stemmate clarum“, ebd. v. 31), und läßt sich in einer weithin literarischen Lebensbeschreibung der 1490er Jahre, die er bei den Rheinischen „Sodalen“ in Auftrag gibt, sogar eine Abstammung aus einer „respektablen keltischen Familie“ andichten, die [angeblich] „in den führenden Kreisen Frankens in Ehrstand“.<sup>66</sup> Wie dem auch sei: Celtis ist – wie viele seiner humanistischen Mitstreiter innerhalb der ständisch geordneten Gesellschaft der Frühen Neuzeit – Bildungsaufsteiger, Angehöriger einer neuen, geistig wie räumlich mobilen und anpassungsfähigen Bildungs- und Funktionselite. Immer wieder wird er sich daher auf die eigenen Leistungen berufen, den „wahren Adel“ des Geistes und der Schrift betonen. Die Biographie weiß von einer frühen Erziehung durch seinen ‚weisen‘ Bruder („a germano suo druide“) zu berichten; das Schlüsselerlebnis, die Flucht aus dem väterlichen Haus, um der Arbeit in Weinberg zugunsten eines Studiums in Köln zu entgehen, gehört wohl ins Reich biographischer Anekdote. Gesichert ist dann wieder, daß er sich am 14. Oktober 1478 an der Artistenfakultät in Köln immatrikuliert, wo er auch am 1. Dezember 1479 das Baccalaureat – also den Vorläufer unseres neuen ‚BA‘/ ‚Bachelors‘ – ablegt. Dies übrigens noch unter dem Namen „Conradus Bickel de Sweinfordia pauper“.

Zu Beginn der achtziger Jahre latinisiert (bzw. gräzisiert) er seinen deutschen Namen („Pyckell“, „Bickel“ oder „Pickel“, gemeint ist der Pfahlpickel); in Heidelberg, seiner zweiten Studienstation, tritt er bereits mit ihm in Erscheinung. Der Namenswechsel signalisiert – vergleichbar dem Ordensnamen des Geistlichen – den Eintritt in ein neues, artistisch stilisiertes Leben, das nicht mehr von der biographischen Tatsache, sondern von der symbolischen Bedeutsamkeit her bestimmt ist. Celtis ist der ‚neue Mensch‘ der Renaissance, der sich selbst – als „plastes et fctor“ seiner selbst (wie Pico della Mirandola sagt) – erfindet und *erschreibt*. So kommt es, daß kaum ein Mensch um 1500 mehr von sich spricht und doch weniger von sich preisgibt als Celtis. Das Leben

ein Kunstwerk, ein Bedeutungsspiel – dies gilt zumal für den großen „Amores“-Zyklus, der in diesem höheren, humanistischen Sinne autobiographisch zu nennen ist. Diese zweite, humanistische Existenz, die sich im dreiteiligen Namen ausdrückt, wird fortan zur einzig legitimen des Dichters Celtis. In seinen Schriften ist die Erinnerung an den historischen Weinbauernsohn Konrad aus Wipfeld gründlich getilgt und überschrieben mit der Pracht-*Capitalis* des Nationaldichters und ersten deutschen „*poeta laureatus*“, dessen Leben sich kosmischen Konstellationen verdankt.

Nach dem Baccalaureat beginnt Celtis – wiederum in Köln – ein Theologiestudium, das er jedoch nicht abschließt, um danach an die Universität Heidelberg zu wechseln, wo er zwischen dem 13. Dezember 1484 und dem 20. Oktober 1485 nachzuweisen ist. Hier hört er den bedeutenden niederländischen Humanisten Rudolf Agricola und erwirbt den Magistergrad. Nach Aufhalten an den Universitäten Rostock und Erfurt wechselt Celtis an die Universität Leipzig, wo er – gewissermaßen als „Lehrkraft mit besonderen Aufgaben“ – Poetik und Rhetorik lehrt, d.h. konkret, die ersten Schritte auf dem Weg einer aktiven Beherrschung lateinischer Prosodie, Metrik und Gattungslehre vermittelt. Er tut dies auf der Grundlage eines schmalen Lehrbuchs, das unter dem Titel „*Ars versificandi et carminum*“ 1486 in Leipzig erscheint und zu einem weit überwiegenden Teil aus vorhandenen Kompendien kompiliert ist, die selbstverständlich nicht eigens ausgewiesen werden.<sup>7)</sup> Und doch wird die unscheinbare Handreichung im Umfang weniger Dutzend Seiten zum Medium einer nationalen Erweckung – ein Vorlesungsskript als humanistisches Manifest! Zu diesem an Hybris grenzenden Selbstbewußtsein tragen vor allem die poetischen Muster bei, mit denen Celtis sein Lehrwerk umrahmt. Beide bezeugen eine ans Besessene und Vermessene grenzende Bildungsemphase, die sich zunächst in einer Widmungselegie an Kurfürst Friedrich von Sachsen, den nachmaligen Protektor Luthers, verortet. Der Autor beschreibt hier seine Dichterweihe und orchestriert sie mit Pauken und

Trompeten: der Dichtergott Apoll sei ihm mit seinem Gefolge unter Blitz und Donner erschienen und habe ihm aufgetragen, diese „*erste Verskunst*“ („*ars metrica prima*“) – also die folgende „*Ars versificandi*“ – im Druck unters Volk zu bringen. Um das Gewicht dieser „Sendung“ zu unterstreichen, verleiht Celtis ihr biblische Züge: Celtis erscheint als neuer Moses, die neuen *alten* Gesetze der Metrik assoziieren die Mosaische Gesetzgebung auf dem Sinai – oder das Buch mit den sieben Siegeln, das Johannes in seiner Vision auf Patmos erblickt (Apoc. 5,1ff.).<sup>8)</sup>

Bei aller Hybris hat Celtis doch ein klares Projekt, eine Mission. Er entfaltet sie am Ende des Druckes in einer lateinischen (sapphischen) „*Ode an Apoll*“, die vielleicht das berühmteste, Manifest des deutschen Humanismus darstellt.

„*Phoebe, qui blandae citharae repertor,  
Lingue delectos Helicon, Pindum et,  
Ac veni in nostras vocitatus oras  
Carmine grato!*

*Cernis, ut laetae properent Camenae  
Et canant dulces gelido sub axe!  
Tu veni incultam fidibus canoris  
Visere terram.*

*Barbarus quem olim genuit vel acer  
Vel parens hirtus, Latii leporis  
Nescius, nunc sit duce te docendus  
Pangere carmen,*

*Orpheus qualis cecinit Pelsagis,  
Quem ferae atroces agilesque cervi  
Arboresque altae, nemorum secutae  
Plectra mouentem.*

*Tu celer vastum poteras per aequor  
Laetus a Graecis Latium videre  
Invehens Musas, voluisti gratas  
Pandere et artes.*

*Sic velis nostras, rogitamus, oras  
Italas ceu quondam aditare terras  
Barbarus sermo fugiatque, ut atrum  
Subruat omne.“<sup>9)</sup>*

„Phöbus, du Erfinder der süßen Leier,  
Laß den Helikon, laß den teuren Pindus,  
Komm und hör den Ruf, komm mit süßem Lied  
Uns're Gefilde.

Siehst du, wie sich freudig die Musen tummeln  
Und trotz Eis und Schnee ihre Weise singen?  
Komm, besuch' auch du unser rauhes Land mit  
Tönender Leier.

Der Barbar, den einst noch ein ungeschlachter  
Vater zeugt', der nichts von der Römer Künsten  
Wußte, deiner Führung vertrauend lern' er  
Dichten ein Lied nun,

Wie es Orpheus den Griechen einst gesungen.  
Wilde Tiere folgten ihm, flinke Hirsche,  
Auch die Bäume folgten, die hohen, wenn das  
Plektron er rührte.

Wolltest rasch die Weiten des Meers durcheilend  
Latium von Griechenland aus erreichen  
und dabei die Musen, die holden, bringen  
Und alle Künste.

So nun, bitten wir, komm an unsre Küsten,  
Wie du einst italisches Land besuchtest.  
Dann soll auch barbarisches Wort und alles  
Dunkel vergehen.“

Dieses Programm war in Deutschland neu und als Neuheit auch intendiert. Der Dichter macht Epoche, indem er diese verkündet. Zwar war auch nördlich der Alpen der „*Herbst des Mittelalters*“ (Huizinga) angebrochen, doch nur zaghaft hatten sich seit den Reformkonzilien von Konstanz und Basel nördlich der Alpen ‚humanistische‘ Impulse geregelt. Wo dies der Fall war, am ehesten in den größeren Städten und an den Universitäten, blieben sie zumeist im Bannkreis pädagogisch-moralischer oder theologischer Ziele, die versuchten, die Irritationen antiker Texte und Traditionen durch Harmonisierung mit christlicher Weltanschauung und Moral abzufedern. Das hieß dann etwa „*litterata pietas*“ oder „*sapiens eloquentia*“ (etwa: „Philosophie und Rhetorik“), ein Konzept, das in Deutschland bis ins 18. Jahrhundert hinein das Feld bestimmte. An der Rezeption der italienischen Ideen im Deutschland um 1500 wird der Unterschied zwischen Humanismus und Renaissance deutlich: So sehr der Humanismus als Bildungsbewegung in Deutschland ‚ankommt‘ und Tradition bildet, so wenig kommt es zu einer deutschen Renaissance, gar einer „*Kultur der Renaissance*“, wie sie Jacob Burckhardt für Italien beschrieben hat. Der deutsche „*Sonderweg*“

in die Moderne, die „*Verspätung*“ der deutschen Literatur, die als letzte der europäischen Nationalliteraturen ‚klassisch‘ wird, sie beginnt an dieser historischen Stelle.

3.

Celtis' Bildungsweg vollzieht sich also in einer Welt, in der die neuen Ideen – vor allem in den großen ‚freien‘ Reichsstädten und ihren Universitäten – vielerorts zu wirken begannen. Sebastian Brant publizierte in Straßburg sein „*Narrenschiff*“ (1494), eine mit humanistischen Lese Früchten garnierte, im Grunde aber spätmittelalterliche Revue ethisch-moralischer Fehlleistungen. ‚*Dichter-humanisten*‘ wie Heinrich Bebel, bekannt vor allem durch seine urbanen „*Fazetien*“ (1509/14), trugen als Universitätslehrer zur Etablierung humanistischer Fächer innerhalb der unteren, sog. „*Artistenfakultät*“ der Hochschulen bei. Charakteristisch für die neue Zeit war eine neue Mobilität, man hat von „*Wander-humanisten*“ gesprochen, immer mit etwas kritischem Unterton – im Sinne von „*Bildungsziogeuner*“. Dies galt zunächst für die Institution der „*peregrinatio academica*“, die „*akademische Wanderschaft*“ von Universität zu Universität, die Celtis mit einer gleichsam wissenschaftlichen Neugier begründet, die eigene Heimat, Land und Leute zu studieren und zu beschreiben. Diese „*Pilgerschaft*“ führt Celtis nicht nur an die äußerste Nordgrenze Deutschlands, nach Rostock, sondern auch nach Italien, wo er in Florenz die persönliche Bekanntschaft Marsilio Ficinos macht – jedoch auch die Verachtung für die nordalpinen „*Barbaren*“ am eigenen Leib zu spüren bekommt. Die italienische Sicht auf die transalpine, ‚boreale‘ Welt, war und blieb geringschätzig-polemisch – etwa mit den Vorzeichen, die Celtis selbst in der Apollo-Ode setzt. Der Humanismus war seit Petrarca auch und gerade eine *nationale* italienische Sammlungsbewegung: hier ging es nicht nur um eine Wiedergeburt kultureller Werte und Leistungen um ihrer selbst willen, sondern um die Wiedergeburt der Größe Roms – gegen das deutsche Kaisertum und die Idee der „*translatio imperii*“ – der Übertragung also der Herrschaft Roms auf das heilige römische Reich deutscher Nation.<sup>10)</sup>

Diese Konstellation machte das Bild von der „Wiedergeburt“ (Re-naissance, renasci etc.) für die deutsche Sphäre, für das historische Selbstverständnis des deutschen Humanismus so schwierig, im Grunde ungenießbar.<sup>11)</sup> Denn auf welche ruhmreiche Vergangenheit, auf welche musterbildenden Texte hätte man sich berufen sollen? Die großartigen „vormodernen“ Werke der alt- und mittelhochdeutschen Literatur, „Parzival“ und „Tristan“, das „Nibelungenlied“, aber auch die mittellateinischen „Carmina Burana“ – sie waren mit dem neuen, an den antiken Texten orientierten Stilideal und Bildungskosmos nicht zu vereinbaren, sie standen ja geradezu für den abstrusen Geschmack des Mittelalters und waren – sofern sie überhaupt bekannt waren – in jener Volkssprache verfaßt, die für Celtis und seine fundamentalhumanistischen Konspirateure nur „rohes Gebabbel des Volkes“ („*crassa murmura vulgi*“) darstellte.<sup>12)</sup> Wenn Celtis dagegen ältere Dokumente ‚deutscher Literatur‘ herausgab, so handelte es sich durchweg um lateinische Texte: die Komödien der Hrotsvit von Gandersheim, die er 1493 im Benediktinerkloster St. Emmeram in Regensburg entdeckte<sup>13)</sup> und zum Druck beförderte, der „Ligurinus“ des Gunter von Pairis oder die „Germania“ des Tacitus, deren enorme Wirkung in Deutschland mit Celtis’ Edition und Fortschreibung des Textes in einer Nürnberger Ausgabe des Jahres 1498 (–1500) beginnt. Die Abneigung gegen das „Vulgäre“ – lateinisch: „*vulgus*“ – bleibt jedoch bestehen. Von volkssprachigen Texten nahm Celtis – anders als seine Schüler Locher, Vadian oder Aventin – keine Notiz. Diese Abgrenzung von *vulgus* und *Volgare* hatte ja neben der ästhetischen vor allem die soziale Funktion, die ‚feinen Unterschiede‘ zwischen Geistesadel und Bildungsplebs herauszustreichen. Volk und Volkssprache schmeckte da zu sehr nach dem Idiom des großen Haufens, jener Illiteraten, unter die Celtis in seiner Ingolstädter Antrittsrede auch einen dekadenten Adel subsumierte, der sich „nur der Pferde- und Hundezucht widmet“ („*tantum equos et canes alentes*“). So erklärt sich das scheinbar paradoxe Phänomen, daß von dem bedeutendsten deutschen Humanisten – abgesehen von

einem Brief an den Rat der Stadt Nürnberg, der in einem buchstäblich altfränkischen Deutsch gehalten ist – keine einzige deutsche Zeile erhalten ist.

Wegweisend war, daß es Celtis früh gelang, Kontakte zu den allerhöchsten Instanzen im frühmodernen Staat aufzubauen, in Leipzig zu Kurfürst Friedrich dem Weisen, dem er auch die „*Ars versificandi*“ widmete. Der Kurfürst war es auch, der sich bei Kaiser Friedrich III. dafür verwendete, daß Celtis auf der Nürnberger Burg als erstem deutschen Dichter jene Ehre zuteil wurde, die Petrarca als rituellen Akt eingeführt hatte: die Dichterkrönung mit dem Lorbeerkranz. Dieser 18. April 1487 ist buchstäblich eine erste „Sternstunde“ der Deutschen Literatur – Celtis hat sie und sich gebührend gefeiert in einem kleinen Sonderdruck („*Poeticum pro-seuticum*“), der auch ein Horoskop der glücklichen Stunde der Krönung bereit hielt.<sup>14)</sup> Für Celtis war das buchstäblich der Beginn einer neuen Zeitrechnung, die Geburtsstunde eines Großdichters und Nationalliteraten von kaiserlichen Gnaden. Seinen umfangreichen Briefwechsel mit Freunden und Gesinnungsgenossen, den er in diesen Jahren begann und der ihn als nationalen „Networker“ inszenierte, rechnete er „nach Jahren von seiner Dichterkrönung“.<sup>15)</sup>

Die Dichterweihe war vor allem ein symbolischer, ‚ermunternder‘ Akt, die „*laurea poetica*“ nur Vorschußlorbeeren, ein Wechsel auf die Zukunft. Denn Dichtungen hatte Celtis bis dahin kaum vorgelegt. Außer technischen Schriften, ein paar Mariengedichten, der Festschrift für den Akt der Dichterkrönung lag nichts vor, was die großspurige Zeremonie nennenswert hätte rechtfertigen können. Um so größer waren Versprechungen und Verheißungen, für den Herrscher Imagepflege und „*public relations*“ zu besorgen: Das Neue des (italienischen) Humanismus war ja, daß er seit den Zeiten Petrarcas die Allianz mit den Großen suchte, eine Symbiose im Dienst von Ruhm und Nachleben. Humanisten waren die neuen Kommunikationsspezialisten – die „*spin doctors*“ der frühen Neuzeit. Der Buchdruck hatte eine neue Öffentlichkeit, einen Markt für solche Werbe- und Rechtfertigungs-

schriften geschaffen, die geschickt Selbstdarstellung und höfische Repräsentation verbanden.<sup>16)</sup> „*Waffen und Kultur*“ („*arma et litterae*“) hieß das damals, die Allianz von Hof und Humanismus war aus Italien wohl vertraut, und alle deutschen Fürsten und Herrscher blickten in den Süden. Das Konzept war das immer gleiche: im Stile des römischen Dichters Vergil, der kurz vor der Zeitenwende dem Kaiser Augustus in seiner „*Aeneis*“ ein Denkmal gesetzt hatte, wollte man die Geschichte(n) der Großen in gebührender epischer Breite würdigen. Mehr als einmal hat Celtis seinem Kaiser eine „*Maximileis*“ versprochen; es bezeugt sein delikates Empfinden für die eigene Würde und Unabhängigkeit, daß es nie ernsthaft dazu gekommen ist. Bei aller Nähe zu den Höfen blieb er doch der geborene Selbstdarsteller, dem die eigene „*fama*“ wichtiger ist als die seiner potentiellen Auftraggeber.

#### 4.

Was im nachhinein wie ein kometengleicher Aufstieg vom Winzersohn zum Hofhumanisten anmutet, war in Wirklichkeit ein steiniger Weg, der mit wiederholten Enttäuschungen verbunden war. Es dauerte vier Jahre bis Celtis an einer der avancierten „Reform-“ und „Exzellenzunionis“ der damaligen Zeit, im bayerischen Ingolstadt, als vorerst außerordentlicher Professor für Poetik und Rhetorik unterkam. Auch hier trat er mit einem Manifest, einer volltönenden akademischen Antrittsrede auf, die immer wieder als Meilenstein der deutschen Bildungsgeschichte apostrophiert wurde.<sup>17)</sup> Mit ihr griff Celtis eine Gattung auf, die seit dem frühen Humanismus wiederholt für Grundsatzreflexionen über die *studia humanitatis* genutzt worden war; nach der Reformation wird sie ihre Fortsetzung in den Schulordnungen und -statuten der protestantischen Gelehrtenschulen finden.<sup>18)</sup>

Celtis’ „*Ingolstädter Rede*“, gehalten am 31. August 1492 wirkte in dieser Hinsicht in Deutschland modellbildend. Sie enthält Ideen zu einer inneren Reform des universitären Fächerkanons, die auf die neuen lebensweltlichen Wirkungsareale der *studia humanitatis*, insbes. der Rhetorik/*eloquentia* ver-

weist.<sup>19)</sup> Es wäre irreführend und anachronistisch, hier von einem „Bildungsprogramm“ – etwa im Sinne des Neuhumanismus – zu sprechen. Es ging um nichts anderes als eine radikale Studienreform, die zugleich pragmatisch und utopisch war. Kerngedanke der Rede ist die Verschränkung von Wort und Wissen, Rhetorik und Philosophie – seit Petrarca ein Kernanliegen des Humanismus, das an Ciceros Konzept einer rhetorischen Philosophie angeschlossen. Die intensive Lektüre der alten Philosophen, Dichter und Redner solle, so die Idee, ethische Grundsätze sowie Einblicke in das Wesen der Dinge, mithin Naturphilosophie in ansprechender Sprachform vermitteln. Der vom jungen Dürer nach Celtis’ eigenen Skizzen ausgeführte *Philosophia*-Holzschnitt demonstriert die Schlüsselstelle, die der *eloquentia* (als Verbund von Rhetorik und Dichtung) im historischen wie bildungssystematischen Zusammenhang zugewiesen wird. Die Beschäftigung mit der (antiken) Literatur führt – so ist die Botschaft des Holzschnittes zu lesen – vermittelt über die „*artes liberales*“ (die „*freien Künste*“) – ins Herz des Wissens, der „*Philosophie*“.<sup>20)</sup> Wie konkret sich für Celtis *Bildungsidee* und *Bildungsreform* verbanden, wird schon am Druckensemble ersichtlich, in dem die Ingolstädter Rede 1492 erschien – nämlich nicht als Haupttext, sondern als Anhang zu einem Gedicht mit dem Titel „*Panegyris ad duces Bavarie*“, mit der Celtis nach Meinung von Franz Josef Worstbrock „als erster Humanist in Deutschland ein umfassendes Wissenschaftsprogramm formuliert“ habe.<sup>21)</sup>

Dieses Programm stellte auf eine Bildungsrevolution ab: Ingolstadt sollte – wäre es nach Celtis gegangen – das Bologna des ausgehenden 15. Jahrhunderts werden. Die innere Hierarchie der spätmittelalterlichen Universität mit ihren vier Fakultäten (Artisten, Jurisprudenz, Medizin, Theologie) auf den Kopf zu stellen: die *artes liberales* sollten – so Celtis’ Vorschlag – nicht mehr nur propädeutisches Grundstudium sein, sondern Medium, Ziel und Rahmen aller akademischen Bildung und Wissenschaft. Medizin und Jurisprudenz – die höheren Fakultäten – sollten integriert werden in einen Kursus,



Abb. 3: Philosophia. Kolorierter Holzschnitt von Albrecht Dürer aus *Quatuor libri Amorum secundum quatuor latera Germanie*. Nürnberg: [Drucker für die] Sodalitas Celtica, 5. April 1502, fol. a6v (Exemplar der Bibliothek Otto Schäfer. Sign. OS 694).

der ganz auf Rhetorik und Dichtung abgestellt war. Gegenüber den Theologen – der alten Geisteselite – führte Celtis sogar einen massiven Verdrängungskampf: die wahre Theologie war nicht die der spitzfindigen, ‚scholastischen‘ Wortverdrehler mit ihren Wortungeheuern, die den Humanisten ein Graus waren, sondern die der Dichter – *poetica theologia*. Es versteht sich, daß dieses ambitionierte Curriculum nie umgesetzt wurde. Der Plan verschwand – zunächst – in der Schublade. Zudem wuchsen die Widerstände in Ingolstadt, Celtis nahm es mit seinen Lehrverpflichtungen unter den „Rübenfressern“, wie er sie liebevoll nannte, nicht so genau und entzog sich seinem Deputat zu ausgedehnten Reisen und Exkursionen.

5.

In dieser für alle Seiten unerfreulichen Situation kam 1497 der Ruf nach Wien sehr gelegen. Wie immer hatte Celtis im Hintergrund seine Verbindungen spielen lassen. In Wien verstärkte er seine Bemühungen, am Hofe Kaiser Maximilians I., jenes „letzten Ritters“, Fuß zu fassen, der zahlreiche Humanisten als neue Führungs- und Funktionselemente um sich versammelte und in seine Verwaltung zog.<sup>22</sup> Hier ergaben sich vielfältige Aufgaben: diplomatischer Dienst, höhere Verwaltung, Öffentlichkeitsarbeit waren die wichtigsten. Sie erforderten ganz neue Qualifikationen und Schlüsselkompetenzen, wie sie innerhalb des spätmittelalterlichen Bildungsspektrums vor allem die Humanisten auszeichneten. Sie alle trugen im Verbund das ‚System Maximilian‘: Künstler wie Dürer, der für Maximilian monumentale Werke wie „Triumpfwagen“ und „Ehrenpforte“ schuf, oder Celtis selbst sollten ihren Anteil an der Vermarktung des ‚Labels‘ Maximilian liefern. In einer Zeit, die Webaufritte noch nicht kannte, blieb solche „gedechtnus“, wie Maximilian das nannte (also: „Andenken“) literarischen oder halb-literarischen Formen überlassen, die Medienpräsenz und bleibende „Sichtbarkeit“ gewährleisten konnten. Maximilian war dabei weitblickend genug, sein Selbstdarstellungsprojekt nicht auf einen ‚Stil‘, ein bestimmtes Publikum festzulegen. Vielmehr bediente er

unterschiedliche literarische Geschmäcker, wählte ältere wie neuere, volkssprachige wie lateinische Gattungen und Formen aus, um seinen Medienerfolg zu maximieren: so gab es parallel epische Dichtungen im spätmittelalterlichen Geschmack wie den „Theuerdank“ oder den „Weisskunnig“ neben humanistischen Plänen zu einem Maximilian-Epos im vergilischen Stil, wie es Riccardo Bartolini mit seiner „Austrias“ und Celtis mit panegyrischem Gelegenheitswerk wie etwa höfischen Schauspielen („*ludus Dianae*“, „*Rhapsodia*“) vorlegte.<sup>23</sup>

Einen Meilenstein und Lebenshöhepunkt für Celtis bedeutete die Stiftung des sog. „*Mathematiker- und Dichterkollegs*“ in Wien („*Collegium poetarum et mathematicorum*“) im Jahre 1502, einer Art Sonder- oder Elitehochschule, die in unbestimmter Konkurrenz zur Wiener Universität stand und deren Vorsteher Celtis wurde.<sup>24</sup> Schon der Name – übersetzt etwa: „*Institut für (die Ausbildung der) Dichter und Mathematiker (d.h. Astrologen)*“ – verrät Celtis’ Lebensprojekt: eine Verbindung von philosophischer („naturwissenschaftlicher“) und sprachlich-rhetorischer Bildung, eine Synthese jener „zwei Kulturen“ also, deren Auseinanderfallen sich hier, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, bereits ankündigte, auch wenn es von Dichter-Wissenschaftlern wie Regiomontanus oder auch Galilei noch einmal bekämpft wurde. Immerhin: Celtis interpretierte den Topos vom „*gelehrten Dichter*“ („*poeta doctus*“) als Aufforderung, Literatur und Wissen zu verbinden, ein Wissen, das von der Geographie bis zur Astronomie und Geschichte reicht. Die Ziele des Kollegs waren jedoch bescheidener und – zumindest von Maximilians Seite – alles andere als akademisch. Natürlich brauchte das Land weniger Dichter als (hohe) Verwaltungsbeamte, und man sollte die Celtis’sche Institution daher auch als eine Art Verwaltungshochschule verstehen, deren Anforderungen damals eben ganz in der ‚formalen‘, d.h. sprachlichen, Bildung bestanden. Daß dieses Konzept eine Zeit lang aufging, erhellt aus einer Reihe von mehr oder weniger panegyrischen Werbeschriften, die auch Schüler in größerer Zahl zu Wort kommen

lassen. Die historischen Quellen über den Fortbestand des Kollegs wie überhaupt über Celtis' Wiener Jahre sind jedoch so spärlich, daß nicht einmal der Zeitpunkt seiner Auflösung ganz klar ist.<sup>28)</sup>

6.

Flankierend zur Gründung des Kollegs konnte Celtis nun auch endlich an eine Publikation seiner seit den 1480er Jahren entstandenen Dichtungen denken. Bis dahin war Celtis vor allem als Prosaautor hervorgetreten, z.B. mit einer geographisch-ethnographischen Studie über die Stadt Nürnberg („*Norimberga*“), die Titel, Stil und methodischen Duktus der „*Germania*“ des Tacitus entlehnte.<sup>26)</sup> Jetzt aber schlug – finanziell ermöglicht durch Maximilian – auch die Stunde der Celtis'schen „*Poetica*“. 1502 erschien in Nürnberg ein reich illustrierter Band mit dem ausgreifenden, zunächst rätselhaften Titel: „*Vier Bücher Liebeslegien nach den vier Himmelsrichtungen Deutschlands*“. Er bot eine Art Summe des Celtis'schen Denkens und Dichtens: neben der Sebald-Ode und kleineren panegyrischen Beiträgen vor allem die „*Norimberga*“ sowie die „*Germania generalis*“, eine Deutschlandbeschreibung in Versform, die Celtis seiner Edition von Tacitus' „*Germania*“ als aktualisierenden Anhang beigegeben hatte. Sie sollte das ambivalente, zwischen Barbarei und Natürlichkeit schwankende Bild, das der Römer von den frühen Germanen gezeichnet hatte, aktualisieren und korrigieren, d.h., die inzwischen vollzogene Zivilisierung Deutschlands gebührend betonen. So enthielt denn der Nürnberger Sammeldruck Vorarbeiten, Bruchstücke und „Kostproben“ eines großen Projekts: einer umfangreichen Deutschlandbeschreibung mit dem Arbeitstitel „*Germania illustrata*“, die Celtis auch in der Vorrede der „*Amores*“ an Maximilian ankündigte.

„*Ego non minori gloria hominem Germanum philosophiae studiosum dignum existimo, qui patriae suae linguae fines et terminos gentiumque in ea diversos ritus, leges, linguas, religiones, habitum denique et affectiones corporumque varia lineamenta et figuras viderit et observaverit. Illaque omnia*

*in illustrata Germania nostra, quae in manibus est, faventibus Germanis nostris numinibus et tuae inclitae maiestatis praesidio et auxilio quattuor libris, particularibus gentium tabulis explicemus.*“<sup>28)</sup>

„Ich bin der Meinung, ein deutscher Mann und Philosoph verdient denselben Ruhm, der die Grenzen seiner Muttersprache sowie die Bräuche, Gesetze, Dialekte, Riten, die Lebensweise, Charaktere und die verschiedenen physischen Züge und Eigenschaften [ihrer Bewohner] mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hat. All diese Gegenstände werden wir in unserer *Germania illustrata*, die ich in Arbeit habe, – sofern es unsere deutschen Götter erlauben – unter dem Patronat deiner hochehrwürdigen Majestät in vier Büchern mit separaten Tafeln zu einzelnen Völkerstämmen darstellen.“

Celtis beruft sich also auf Empirie- und Autopsie, denkt an eine ethnographische Studie in der Tradition (und Konkurrenz) des italienischen Humanisten Flavio Biondo, der bereits 1474 eine „*Italia illustrata*“ vorgelegt hatte.<sup>29)</sup> Über weitere Details von Inhalt, Form und Methodik lassen sich nur Vermutungen anstellen, die Arbeit am „*opus magnum*“ ist offenbar nie über die Disposition hinaus gelangt, obgleich noch das „*Sterbebild*“ vier vollendete Bücher suggeriert. Alle geographischen, astronomischen, historischen und allgemein landeskundlichen Beobachtungen, Notate und Exzerpte zu dieser ‚neuen‘ „*Germania*“ flossen in die „*Germania generalis*“ ein, die so etwas wie eine Kurzfassung der „*Germania illustrata*“ wurde, vor allem aber in die „*Amores*“, dies zeigt schon die Struktur „*nach den vier Außenflanken Deutschlands*“. Die Idee ist originell, um nicht zu sagen genial: Celtis verbindet ein (auto-)biographisches mit einem geographischen Gliederungsprinzip. Die vier Bücher Liebesdichtungen im Stile der augusteischen Liebesdichter Propertius, Tibull und Ovid (mit Catull) stellen sowohl den Lebensweg des Dichters (durch seine vier Lebensalter von der Jugend bis zum Greisenalter) als auch seine patriotische Entdeckungs- und Pilgerreise („*peregrinatio*“) durch Deutschland nach – historisch-empirische Feldforschung *avant la lettre*.

Wissen ist hier buchstäblich an *Er-Fahrung* gebunden: der Leser sieht, was der Autor zuvor gesehen hat oder den Leser im Nachvollzug seiner „*peregrinatio*“ (etwa der verschiedenen Flußfahrten auf deutschen Strömen) sehen läßt. Noch beruht die „*Wissenspoetik*“ auf der Einheit von Erkennendem und Erkanntem, objektives Wissen ist in seiner Vermittlung an das Erfahrungsobjekt gebunden.<sup>30)</sup>

Eingerahmt und auf ein exemplarisches Niveau gehoben wird dieses poetische „*Ego-Dokument*“ der „*Amores*“ durch allerlei mystifizierende Spekulationen um die „*pythagoreische*“ heilige Vierzahl („*Tetraktys*“), eine ganze Serie von Tetraden (Jahreszeit, Lebensalter, Himmelsrichtungen, Elemente, Temperamente, Farben etc.), die eine mehr oder weniger bedeutende Rolle in den einzelnen Büchern spielen:

„*Invenies autem in his nostris de amore libris utriusque, hoc est terrae et caeli nostri situm et positum, quas artes tu velut alter Caius Iulius Caesar, Hadrianus et Alfonsus calles mirificeque te his oblectaris. Invenies item anni descripta a nobis tempora et ex cardinalibus caeli signis mutationes eius et temperamenta et (ut natura comparatum est) ingenia suum caelum et terram sequi; ita hic depicta et figurata secundum quattuor aetatum circulos et hebdomadas (ut Pythagorici tradunt) hominum animos et eorum corpora contemplabere.*“<sup>31)</sup>

„Ebenso wirst du darin von uns die Jahreszeiten, die Veränderungen des Jahreslaufes entsprechend der tropischen Sternbilder am Himmel beschrieben finden, sodann wie sich Temperamente und (wie es von der Natur eingerichtet ist) auch Charaktere nach den entsprechenden Himmels- und Landstrichen richten. So wirst du hier analog zu den vier Alterskreisen und Hebdomaden (wie es pythagoreische Tradition ist) die Eigenschaften der Menschen und ihre Körper gezeichnet und dargestellt finden.“

Die vier sog. Regionenholzschnitte, die jedes der vier Bücher „*Amores*“ eröffnen, setzen dieses ambitionierte Programm ins Bild. Im Zentrum der Holzschnitte steht der Dichter mit seiner jeweiligen Geliebten,

buchstäblich im Spannungs- und Wirkungsfeld jener unsichtbaren Kräfte von Raum, Gestirnen, Jahreszeit und Temperament usw. Die Liebesgeschichte ist nicht Selbstzweck, sondern Kristallisationskern von Wissen und Information. Innerhalb der Vierheiten nehmen geographisches und biographisches Raster einen besonderen Rang ein. Jedes der vier Bücher schildert das Liebesverhältnis zu einer je neuen Geliebten, die der Dichter in einer der genannten deutschen (bzw. polnischen) Städte – Krakau, Regensburg, Mainz und Lübeck – kennengelernt haben will. Am Ende steht eine – natürlich fiktive – Überfahrt an den Rand der Welt, zur „*ultima Thule*“, eine „*tour de passage*“, von der Celtis jedoch rechtzeitig abberufen wird, um in Wien – gewissermaßen als fünfte und finale Lebensstation – sein „*collegium*“ zu eröffnen. Sogar der eigene Tod wird noch in den Raum der Dichtung hineingenommen: die „*Amores*“ schließen mit einem Gruß- und Mahnwort des Dichters aus dem Jenseits, das die „*deutsche Jugend*“ zur Nachfolge des eigenen, exemplarischen Lebensweges ermuntert. Es ist ein poetisches Gegenstück zum „*Sterbebild*“, das ein ähnliches Vermächtnis – Aufruf zu den *studia humanitatis* – enthält.

7.

Wie schon gesagt: Poetische Fiktion und Lebenswirklichkeit sind über den gesamten Zyklus hinweg nahezu ununterscheidbar, literarische und biographische Erfahrung formen zu gleichen Teilen diesen erotisch-patriotischen Kosmos. Denn dies vor allem macht die literarhistorische Bedeutung der „*Amores*“ und zugleich ihr *Skandalon* im spätmittelalterlichen Deutschland aus: sie entwerfen zum ersten Mal nördlich der Alpen ein radikal neues, von der Orientierung an der Antike bestimmtes, sinnlich-säkulares Weltbild, dem nichts Menschliches, schon gar nicht „*in eroticis*“ fremd ist. In der Vorrede beschreibt Celtis sein Werk als eine Enzyklopädie des Eros, ein Lehr- und Schaustück seiner vielfältigen Formen zwischen den von Platon beschriebenen Polen „*gemeiner*“ und „*himmlischer*“ Liebe.<sup>32)</sup> Wieder ist Celtis philosophisch auf



dem neuesten Stand, offensichtlich kennt er bereits Marsilio Ficinos Kommentar zum „Symposion“ Platons, daneben auch die allegorischen Deutungen der ovidischen „Metamorphosen“ und des „Metamorphosen“-Romans des römischen Autors Apuleius. Ihm, Celtis, gehe es zwar um eine Darstellung der „Macht der beiden Liebesformen“, im besonderen aber um jene Liebe, die als kosmologisches Band und „Naturprinzip“ alle Elemente verbindet und im Menschen seine vielfältigen Wirkungen entfaltet.

„*Quid autem animorum et mentium nexu mirabilis, quos amor inenarrabili quadam commixtione in unam substantiam rapit et unit, quod Graeci μεταμορφωσις est transmutationem vocant, ut duo corpora una se vivere anima alteraque se cum altera vivere et spirare putat et credit unaque morte sublata tamquam partem animae altera comitetur [...]*“<sup>33)</sup>

„Was aber gibt es Staunenswerteres als jene Verstrickung von Herz und Geist, welche die Liebe vermittelt einer unbeschreiblichen Vermischung unwiderstehlich in eine Substanz zusammenschweißt – ein Vorgang, welchen die Griechen μεταψύχη, also Vertauschung [sc. der Seele; d. Verf.] nennen – die Erscheinung also, daß zwei Körper vermenen, mit einer einzigen Seele zu leben, und die eine der festen Überzeugung ist, mit der anderen zu leben, zu atmen und so, wenn eine vom Tod dahingerafft wird, die andere sie begleitet, als sei diese ein Teil ihrer eigenen Seele [...]“

Freilich: die „Amores“ stehen weniger im Zeichen der himmlischen als der irdischen Liebe, es ist literarische Erotik in bisweilen obszöner Drastik, die hier vorgeführt wird, ein elegischer Episodenroman der Liebe, ihrer Enttäuschungen und Erfüllungen, situiert in einer zeitgenössischen Lebenswelt, mit der Celtis sein literarisches *Alter ego* oft genug hart zusammenprallen läßt: da gibt es – biographisch verbürgt! – die Räuber, die den Dichter überfallen und ihn seiner Bücher berauben, Verständnisschwierigkeiten mit der polnischen Geliebten Hasilina, die den Dolmetscher erforderlich machen.

Wir sehen den lüsternen Priester als Nebenbuhler, der sich, vom Dichter überrascht, wie ein Geist verflüchtigt und zu einer gelehrt-ironischen Abschweifung über die Macht der Magie Anlaß bietet. Aber – und vor allem – immer wieder Reflexionen über Liebe als elegische Passion, über die zwei Seelen in der eigenen Brust, die zwischen Venus und Apoll, Liebe und Philosophie zerrissen ist, wie es das sinistre poetische Horoskop der Eröffnungselegie angekündigt hatte. Hinzu treten Klagen über die untreue Geliebte, ihre „sittliche Entartung“, die Celtis einmal den Anlaß zu einer kulturkritischen, Rousseau vorwegnehmenden Suada zum Thema „*prisca simplicitas Germanorum*“ gibt (Am. 2,9). „Nebenbei“, so hatte Celtis in der Vorrede betont, wolle er all das zusammentragen, „*was in Deutschland erwähnenswert ist: Flüsse, Berge, Seen, zudem die bedeutenderen Städte, die Heimat berühmter Deutscher*“, und – wo sich die Gelegenheit bietet – „*auch der Könige und Herrscher, insbesondere aber die Taten und Kriege Maximilians*“.<sup>34)</sup> Dieses Prinzip der beiläufigen Erwähnung, der patriotisch-landeskundlichen Abschweifung findet sich in den „Amores“ überall. Viele darunter sind Pracht- und Kabinettsstücke neulatinischer Dichtung, freche und frivole Höhepunkte der Literatur des 16. Jahrhunderts, in denen „*scherzende Muse*“, genuiner Erlebnisbericht und literarische Selbstmystifikation eine bewußt zwielichtige Verbindung eingehen. Dies gilt z.B. für die Besichtigung des noch heute berühmten Salzbergwerkes im polnischen Wieliczka, 13 km südöstlich von Krakau, die Celtis in den Farben des vergilischen Unterweltgangs beschreibt („*tristes ausus inire domos*“), launige Spekulationen über telepathische Vorahnungen und Blicke (Am. 1,11), die gewissermaßen Versuche in erotischer Naturwissenschaft darstellen.

Ein solches Meisterstück erotischer Landeskunde sei ans Ende gestellt. Für den Franken ist es von lokalpatriotischem Interesse, verbindet es doch die Herkunft des Dichters mit der seiner (vermeintlichen) Heimat Würzburg, lateinisch bzw. griechisch „*Herbipolis*“:

„*Bedenke zudem meine Familie, die durch den Stammbaum der Ahnen einen guten Namen besitzt, wo der Main mit seinen kühlen Wassern in Windungen fließt, dort, wo die Stadt der Franken in einem berühmten Tal sich erhebt, welche mit griechischem Namen nach dem Erebos heißt. Es geht die Sage, daß die Griechen, als sie Galliens Land aufsuchten, ihre Schiffe an den Ufern des Rheines entladen hätten; dann hätten sie in den offenen Tälern des hercynischen Waldes in dieser ruhigen Gegend eine griechische Stadt gegründet. Und als sie Dis der Sitte gemäß Schafe als Sühneopfer glücklich darbrachten und sie Druiden für die heiligen Tempel einsetzten, da gaben sie nach Dis [d.h. Pluto, der Unterweltherrscher; d. Verf.] der Stadt ihren griechischen Namen, und noch heutigentags bewahrt das Volk die Sprache der Griechen. Denn auf griechisch bringen sie jährlich Opfer dar, und von argolischen Weisen hallt der ganze Tempel wider, vor dessen Stufen die Bildnisse der alten Götter, die altehrwürdigen Statuen von Pallas und Mars noch heute stehen. Am Leib tragen sie die uralten Gewänder der Griechen – Väter wie Mütter und die Jugend in ihrer Pracht –, Gewänder, die allerdings im Laufe der Zeit teils das Klima teils Wohlstand oder die Liebe zum Fremden verändert hat. Niemand wundere sich also, daß ich, griechischem Blut entsprossen, Hellenisches wieder in meine Heimat gebracht habe.*“<sup>35)</sup>

Würzburg also als Hort des alten Griechentums – wenigstens in der sog. „*Missa graeca*“, bei der die Teile „*Gloria*“, „*Credo*“, „*Pater noster*“, „*Agnus Dei*“ u.a. griechisch gesungen oder gelesen werden konnten.<sup>36)</sup> Celtis zieht aus dieser Beobachtung die weitest möglichen kulturhistorischen (und biographischen) Schlüsse: Im Zentrum Deutschlands hat sich ein Raum paradiesischer Ursprünglichkeit erhalten – Franken und Würzburg! –, in dem die Zeit still zu stehen, die Erinnerung an die goldene Zeit der griechischen Antike noch vital scheint. In Franken – so könnte man Celtis paraphrasieren – ist das Paradies, ist Griechenland nie vergangen; damit wird eine Wahlverwandtschaft begründet, die pointiert gegen die ita-

lienische Rom- und Renaissance-Ideologie gerichtet ist. Auch Deutschland – genauer gesagt Franken – besitzt eine kulturelle Würde, die den Barbarenverdacht, der seit Petrarca gegen die Deutschen im Raume steht, endgültig aus dem Weg räumt.

8.

Derartige topographische und kulturhistorische Mythen finden sich in den „Amores“ in großer Zahl. Alternativ weist Celtis z.B. Orte und Regionen aus, die den Mittelpunkt Deutschlands – in den Grenzen von 1502 sozusagen – bilden: Nürnberg, Prag, das Fichtelgebirge, Würzburg, der Main usw. Raumkonzept und Raumsemantik der „Amores“ haben eine topographische und eine symbolische Ebene: topographisch bzw. kartographisch erscheint das Bemühen, im Anschluß an die „*Geographie*“ des Ptolemaios auf den Regionenholzschnitten exakte Angaben zur räumlichen Ausdehnung der „*Flanken*“ Deutschlands zu geben, symbolisch dagegen das Bemühen, die alten ‚*mythologischen*‘ Weltmittelpunkte des Mittelalters – Jerusalem, das Paradies, Rom – durch neue nationale zu ersetzen.<sup>37)</sup> Auch darin verbirgt sich die Idee der „*translatio*“: Achse und Mittelpunkt der Welt haben sich nach Deutschland, zur „*Germania nova*“ bzw. „*magna*“ hin verschoben. Daß dazu manche Mystifikation und Geschichtsklitterung notwendig ist, versteht sich von selbst; relativiert werden solche Hypothesen immer wieder von ihrer Einbettung in den Liebesroman, die den gesamten Wissensbestand erotisch-ironisch klimatisiert. In der Vorrede an Maximilian schreibt Celtis dazu entschuldigend:

„*Quod si nostrarum rerum omnino adhuc sinceri iudices esse recusaverint, accipiant, quaeso, in pensiuiculae modum circa lasciva quaedam nostra carmina, quae admodum pauca sunt (ita cogente materia scribendi) ex philosophia summisque viris Platonicis, Pythagoricis et Peripateticis Epicuroque, quem Seneca moralissimus in suis undique libris laudat et allegat, adducta loca, ob eamque rem a nobis id factum esse, ne lubrica tota, inanis, suervacanea, sterilis, denique arida, ieiuna siccaque foret amoris trac-*

tatio et, ut in fabulis est, dulcius arriderent seria mixta iocis, utque in conviviis fit, grata foret lectori rerum varietas.“<sup>38)</sup>

„Sollten sich aber bestimmte Leute noch immer weigern, über unsere Schriften ein aufrichtiges Urteil zu fällen, so mögen sie als Kompensation für einige leicht geschürzte Gedichte – die nur eine geringe Zahl ausmachen (und das nur, weil es das Thema so verlangt) – Stellen bekommen, die ich aus der Philosophie und den bedeutendsten Platonikern, Pythagoreern, Peripatetikern und Epikur (den Seneca, der größte Ethiker in seinen Büchern überall zustimmend zitiert) zusammengetragen habe. Und sie sollen wissen, daß ich dies [d.h., die frivolen Gedichte] aus dem Grunde getan habe, damit mein Traktat über die Liebe nicht unanschaulich, trocken, leer, unnützlich und trocken bleibt und – wie es in mythologischen Darstellungen der Fall ist – ‚Ernstes uns freundlicher lacht, wenn es mit Scherz sich vermischt‘ und damit der Leser sich, wie beim Gastmahl, an einer willkommenen Abwechslung erfreuen kann.“

Der entschuldigende, apologetische Zug solcher Ausführungen ist nicht zu unterschätzen: Celtis tritt als Philosoph im Pelz des Epikuräers und Erotikers auf. Liebesdichtung wird zum Traktat über die Liebe, zur „tractatio amoris“ geadelt. Celtis spielt damit auf die beiden großen Lehrmeister der Liebe an – einerseits auf Ovid und seine „Ars amatoria“, andererseits auf Marsilio Ficinos Kommentar zu Platons „Symposion (De amore)“. Immerhin: In der griffigen Formel „seria mixta iocis“ – „Ernst mit Scherz gemischt“ – liegt denn auch das eigentliche Zentrum der „Amores“, ihre raison d'être als „Wissenstext“ und „-poetik“, die sie bis zum Schluß zu sein vorgibt. Hier, in der subtilen Verschränkung von Literatur und Wissen, liegt das Eigentliche und – wenn man so will – zeitbezogen Bizarre der „Amores“, die den Zerfall der Kultur in die „zwei Kulturen“ von Geistes- und Naturwissenschaften noch nicht kennen bzw. souverän ignorieren, ein wenig so, als hätte Max Planck seine Quantenmechanik in einen erotischen Roman, Werner Heisenberg seine Unschärferelation in Schäferdichtung, Einstein seine

Relativitätstheorie in petrarkistische Lyrik verwandelt. In der Frühen Neuzeit sind solche Symbiosen von Wort und Wissen, Dichtung und Didaktik keine Seltenheit, mehr noch: im Horizont der horazischen Forderung, der Dichter solle „entweder nützen oder erfreuen, oder zugleich Angenehmes und Ersprießliche für das Leben vermitteln“, sind sie geradezu die Norm.

Dennoch: Wie Celtis Karneval und Kosmologie, subjektive Erfahrung und objektives Wissen zu einer Einheit verschmilzt, bleibt ein singuläres Ereignis jener ephemeren deutschen Renaissance, die mit dem Auftreten eines gewissen Augustiner-Mönchs aus Wittenberg rasch ad acta gelegt wird. Erst Goethe wird in seinen „Römischen Elegien“ mit vergleichbarer literarischer Chuzpe den heidnischen Hedonismus der antiken Liebesdichtung beschwören – und dabei ähnlich harsche Reaktionen auf sich ziehen, wie sie Celtis 300 Jahre zuvor provozierte. Die erhaltenen Exemplare der „Amores“ belegen, wie sehr die offene Darstellung des Erotischen provozierte. Manch einer hatte da schnelle Abhilfe parat. Als der Liebende wieder einmal die ausweglose Hitze seiner Passion beklagt und nach einem „remedium“ verlangt, kommentierte dies ein unbekannter Leser am Rand mit dem lakonischen Hinweis, er möge doch den „ars in kalt wasser“ stecken. Hinter solchen wahrhaft ‚altfränkischen‘ Urteilen mochte auch die ‚vaterländische‘ Germanistik des 19. Jahrhunderts, der die neulateinische Literatur ohnehin suspekt war, nicht zurückstehen. Ein Verdikt unter vielen mag illustrieren, wie es zu der „gestörten Rezeption“ der neulateinischen Dichtung kommen konnte, die zu ihrer fast völligen Verdrängung aus dem literarhistorischen Bewußtsein geführt hat.<sup>39)</sup> Wolfgang Menzel stellt in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ (1859) fest: „Mit der größten Rücksichtslosigkeit erzählt der Dichter, wie er mit diesen Mädchen auf dem vertraulichsten Fuße gestanden sey, ja er trägt mit classischem Stolz den nacktesten Cynismus zur Schau. [...] Im Uebrigen ist des Celtis Gedicht trocken, phantasielos, nur vollgepfropft von classischen Namen und

Begriffen [...] Nur im Ausmalen üppiger Schäferstunden zeigt er Feuer, aber ein unnatürliches.“<sup>40)</sup> Gnädiger – und gerechter – urteilte da noch ein Johann Christoph Gottsched (1700-1766), der berühmte Autor eines „Versuchs einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen“ (Leipzig 1730). In seiner „Ausführlichen Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer“ (zuerst 1728, <sup>2</sup>1759) betont er die nachhaltige Bedeutung der Generation Celtis für die Kultivierung der studia humanitatis in Deutschland:

„Zu eben dieser Zeit [sc. um 1500] haben Rud[olf] Agricola und Conrad Celtis sich angelegen seyn lassen, die freyen Künste, die damals in Italien schon im schönsten Flore waren, auch in Deutschland gemein zu machen [...] So viel ist gewiß, daß diese wackern Männer sehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutschland beygetragen, ob sie gleich um die deutsche Sprache insonderheit sich keine Mühe gegeben haben.“<sup>41)</sup>

#### Anmerkungen:

- 1) Am. 2, 10, 21-26. Die Zitate folgen der kritischen Ausgabe von Felicitas Pindter: Quattuor libri Amorum secundum quattuor latera Germaniae. Germania generalis. Accedunt carmina aliorum ad libros Amorum pertinentia. Hrsg. von Felicitas Pindter. Leipzig 1934, hier S. 47.
- 2) Robert, Jörg: Konrad Celtis und das Projekt der deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich. Tübingen 2003. Einen Gesamtüberblick über das Schaffen bietet auch der Katalog Claudia Wiener/Günter u. Ursula Hess/Jörg Robert (Hrsg.): Amor als Topograph. 500 Jahre Amores des Conrad Celtis. Ein Manifest des deutschen Humanismus. Kabinettsausstellung der Bibliothek Otto Schäfer, 7. April – 30. Juni 2002. Schweinfurt 2002.
- 3) Wuttke, Dieter: Humanismus als integrative Kraft. Die Philosophia des deutschen ‚Erzhumanisten‘ Conradus Celtis. Eine ikonologische Studie zu programmatischer Graphik Dürrers und Burgkmairs, in: ders., Dazwischen. Kulturwissenschaft auf Warburgs Spuren. 2 Bde. Baden-Baden 1996, Bd. 1, S. 389-454.

- 4) Eine Gesamtdarstellung der Illustrationen bietet nun Luh, Peter: Kaiser Maximilian gewidmet. Die unvollendete Werkausgabe des Conrad Celtis und ihre Holzschnitte. Frankfurt/Main [u.a.] 2001.
- 5) Übersetzungen, sofern nicht anders vermerkt, vom Verf.
- 6) Rupprich, Hans: Der Briefwechsel des Konrad Celtis. München 1934, S. 610: „familia Celtica honesta et apud primores Franciae honorata.“
- 7) Worstbrock, Franz Josef: Die ‚Ars versificandi et carminum‘ des Konrad Celtis: Ein Lehrbuch eines deutschen Humanisten, in: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1978 bis 1981. Hrsg. v. Bernd Moeller, Hans Patze, Karl Stackmann. Göttingen 1983, S. 462-498.
- 8) Robert, Jörg: ‚Carmina Pieridum nulli celebrata priorum‘. Zur Inszenierung von Epochen-schwelle im Werk des Conrad Celtis, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache 124 (2002), S. 92-121.
- 9) Metrische Übers. vom Verf. Lateinischer Text unter behutsamer Modernisierung von Orthographie und Interpunktion zitiert nach Robert Seidel u. Hermann Wiegand (Hrsgg.): Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch und deutsch. Frankfurt/Main 1997, S. 68-70.
- 10) Zu dieser ‚nationalen‘ Perspektive des deutschen Humanismus und ihren Voraussetzungen vgl. Müller, Gernot Michael: Die ‚Germania generalis‘ des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar. Tübingen 2001.
- 11) Worstbrock, Franz Josef: Über das geschichtliche Selbstverständnis des deutschen Humanismus, in: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. Hrsg. v. Walter Müller-Seidel. München 1974, S. 499-519.
- 12) Füssel, Stephan: ‚Barbarus sermo fugiat‘. Über das Verhältnis der Humanisten zur Volkssprache, in: Pirkheimer-Jb. 1985, S. 71-110.
- 13) Heute Bayerische Staatsbibliothek München, clm 14485. Dazu Hess, Ursula: Art. Hrotsvit von Gandersheim, in: Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 125-131.

- <sup>14)</sup> Abbildung in Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 303f. Zur Dichterkrönung auch Stroth, Wilfried: Horaz und das „Proseuticum“ des Celtis, in: Auhagen u.a. (Hrsg.): Horaz und Celtis, S. 87-119.
- <sup>15)</sup> Robert, Jörg: Art. Celtis, in: Worstbrock, Franz Josef (Hrsg.): Deutscher Humanismus 1480-1520. Verfasserlexikon. Berlin-New York 2006, S. 375-427, hier S. 400.
- <sup>16)</sup> Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 22-25.
- <sup>17)</sup> Gruber, Joachim (Hrsg.): *Conradi Celtis Pro-tucii panegyris ad duces Bavariae*. Wiesbaden 2003 (mit Einleitung und Literatur).
- <sup>18)</sup> Vgl. Kühlmann, Wilhelm: Pädagogische Konzeptionen, in: Hammerstein, Notker (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 1: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe. München 1996, S. 153-196.
- <sup>19)</sup> Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 145-150; Worstbrock, Franz Josef: Hartmann Schedels „*Index librorum*“. Wissenschaftssystem und Humanismus um 1500, in: Studien zum 15. Jahrhundert. Festschrift für Erich Meuthen. Hrsg. von Johannes Helmuth u.a. München 1994, S. 697-715.
- <sup>20)</sup> Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 105-128.
- <sup>21)</sup> Worstbrock, „*Index librorum*“ (wie Anm. 19) S. 712.
- <sup>22)</sup> Zum Maximilian-Kreis Müller, Jan-Dirk: Gedechnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I. München 1982.
- <sup>23)</sup> Robert, Art. Celtis (wie Anm. 15), Sp. 410-414.
- <sup>24)</sup> Wiener, Claudia: „*Et spes et ratio studiorum in Caesare tantum*“. Celtis' Beziehungen zu Maximilian I., in: Hess, Amor als Topograph (wie Anm. 2), S. 75-84 (mit weiterer Literatur).
- <sup>25)</sup> Graf-Stuhlhofer, Franz: Das Weiterbestehen des Wiener Poetenkollegs nach dem Tod Konrad Celtis' (1508). Eine humanistische Pioniereinrichtung und ihr Wirkungsumfeld, in: Zeitschrift für Historische Forschung 26 (1999), S. 393-407.
- <sup>26)</sup> Werminghoff, Albert (Hrsg.): *Conrad Celtis und sein Buch über Nürnberg*. Freiburg i.Br. 1921.
- <sup>27)</sup> Zur Entstehungsgeschichte Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 161-170.
- <sup>28)</sup> Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 6 f. (§ 53-54).
- <sup>29)</sup> Müller, „*Germania generalis*“ (wie Anm. 10), S. 233-250.
- <sup>30)</sup> Vgl. Robert, Jörg: Subjektive Liebeslegie – elegisches Subjekt – Subjektivierung des Wissens. Sieben Thesen zum Verhältnis von Dichtung und Landesbeschreibung in den „*Amores*“ des Konrad Celtis mit einem Ausblick auf die Rolle von *erfahrung* und Autopsie in der frühneuzeitlichen Wissensökonomie, in: Pirkheimer-Jahrbuch 19 (2004): Konrad Celtis und Nürnberg, S. 74-99; Zu den „*Amores*“ eingehend Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 251-511.
- <sup>31)</sup> Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 2 (§ 8-9).
- <sup>32)</sup> Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 187-227.
- <sup>33)</sup> Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 4 (§ 25-26).
- <sup>34)</sup> Ebd., S. 2 (§ 10).
- <sup>35)</sup> Kühlmann, Humanistische Lyrik (wie Anm. 9), S. 83.
- <sup>36)</sup> Berschin, Walter: Griechisch-Lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues. Bern-München 1980, S. 35f.
- <sup>37)</sup> Robert, Projekt der deutschen Dichtung (wie Anm. 2), S. 396-414.
- <sup>38)</sup> Pindter, *Quattuor libri Amorum libri* (wie Anm. 1), S. 6 (§ 48).
- <sup>39)</sup> Hess, Günter: Deutsche Literaturgeschichte und neulateinische Literatur. Aspekte einer gestörten Rezeption, in: Eckard Kessler u.a. (Hrsg.): *Acta Conventus Neo-Latini Amstelodamensis*. München 1979, S. 493-538.
- <sup>40)</sup> Zitiert nach Hess, Literaturgeschichte (wie Anm. 39).
- <sup>41)</sup> Joh. Christoph Gottsched: Ausführliche Redekunst, Nach Anleitung der alten Griechen und Römer, in: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. v. Philipp M. Mitchell. Bd. VII, 1-4. Berlin-New York 1975-1981, hier Bd. 1, S. 76f.

## Mergentheim als Garnisonstadt des Königreichs Württemberg (1809-1814 und 1868-1918/19)<sup>1)</sup>

von  
Christoph Bittel

### Militärische Integration 1809-1814

Vor nahezu 200 Jahren, am 20. April 1809, nahm Württemberg als französischer Bundesgenosse im Krieg gegen Österreich Mergentheim in militärischen Besitz. Österreich hatte im Frühjahr 1809, als Napoleon I. wegen des spanischen Aufstandes vorübergehend auf der iberischen Halbinsel militärisch gebunden war, eine günstige Gelegenheit für die Abschüttelung der bonapartistischen Herrschaft in Mitteleuropa gesehen. Die durch ein Manifest „*An die deutsche Nation*“ erhoffte Volksbewegung blieb jedoch weitgehend aus. Politisch und militärisch auf sich allein gestellt, unterlag die Donaumonarchie schließlich dem eiligst aus Spanien zurückgekehrten Korsen und seinen Vasallen.

Mergentheim, zuvor fast 300 Jahre lang formal Residenz des Hoch- und Deutschmeisters des Deutschen Ordens, war erst seit drei Jahren, seit 1806, eine Sekundogenitur des habsburgischen Kaiserhauses. Die Würde des Oberhauptes des klerikalen Ritterordens, von 1761 an ununterbrochen in den Händen von Habsburg-Lothringern, war damals infolge des Preßburger Friedensschlusses erblich an einen von Kaiser Franz zu bestimmenden Prinzen seines Hauses gefallen. An die Stelle der bisherigen geistlichen Würde eines Wahlfürsten sollte die Erbwürde nach dem Recht der Erstgeburt treten. Da Franz seinen jüngeren Bruder Anton Viktor in seinem Amt als Hochmeister bestätigt hatte, war es damals – abgesehen von der staatsrechtlichen „*Neufirmierung*“ – zu keinen wesentlichen Änderungen im Gefüge des Ordensstaates gekommen.

Die militärische Besetzung des Mergentheimer Gebiets erfolgte 1809 durch das 700 Mann starke 2. Bataillon des württembergi-

schen Infanterieregiments Prinz Friedrich unter dem Oberbefehl des Obersten von Beulwitz. Nachdem in den nächsten Wochen an der Tauber alles ruhig verlief, wurde der Oberst mit dem größeren Teil der Besatzung in die während dieses Krieges unruhigen Gebiete am Bodensee abberufen. Mitte Mai 1809 folgte der Abmarsch der restlichen 116 Mann des Bataillons. An seine Stelle rückte als neue württembergische Besatzungstruppe ein etwa 50 Mann zählendes Kommando des Landbataillons Ludwigsburg unter Leutnant Backmeister. In Württemberg gab es seit 1806 neben dem stehenden Heer für den Außeneinsatz auch sog. Landbataillone für das Landesinnere, also eine Art Landwehr.

Noch am Tage der militärischen Besetzung der Ordensresidenzstadt durch Württemberg, am 20. April 1809, hatte Napoleon I. in einem Tagesbefehl in seinem Feldlager bei Regensburg den Deutschen Orden in allen Staaten der Rheinischen Konföderation für aufgehoben erklärt. Dieser im Juli 1806 gebildete „*Rheinbund*“ war im wesentlichen eine Militärkoalition fast aller mit Frankreich verbündeten deutschen Staaten außer Preußen und Österreich. Sie stand unter dem Protektorat Napoleons und verpflichtete alle Mitglieder – unter erheblicher Einschränkung ihrer Souveränität – zur Heeresfolge. Das Gebiet um Mergentheim mit allen seinen mit dem Hochmeistertum zusammenhängenden und im Preßburger Friedensvertrag von 1805 erwähnten Rechten, Staatsgütern und Einkünften sollte laut dem Tagesbefehl des Korsen nunmehr der Krone Württemberg zufallen.

Nach dem Bekanntwerden der Aufhebungsverfügung im „*Moniteur*“ am 23. Mai 1809 ließ König Friedrich die endgültige zivile Inbesitznahme Mergentheims durchführen